

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 191.

Freitag, den 29. September.

1899

28]

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.
(Schluß.)

Das Eichkätzchen glaubte, daß es im Wasser sinke. Sie sprang hinauf und sah zu dem Gesicht der Sphynx empor. Die Laterne schien gerade darauf. Aber in ihrem unergründlichen Lachen konnte sie keinen Trost finden. Sie schlich sich zu dem steinernen Postament, dicht an der Brustwehr.

Mit dem einzigen Schrei „Ach Jos!“ sprang das Eichkätzchen in den Strom. Ein Kampf, ein vergeblicher Versuch, sich an der schlammigen Wand des Embankments festzuhalten, ein unterdrückter Seufzer. Dann nahm sie die Themse in ihre starken Arme, und sie war jetzt nicht mehr „einsam und verlassen“.

XXI.

Den nächsten Morgen erwachte Jos in der Sägegrube. Er konnte sich zuerst gar nicht entsinnen, wo er war, denn der Wind blies durch die Zweige über seinem Kopfe und trieb die abgefallenen Blätter gegen die Wände der Grube. Es war ein recht trüber Novembertag und kein einziger Sonnenstrahl durchbrach die schweren, grauen Wolken. Jos versuchte aufzustehen, aber seine steif gefrorenen Glieder gaben immer wieder nach, und er fiel auf den Blätterhaufen zurück, unter dem er geschlafen hatte.

Auf dem Kirchturm schlug es acht, und auch auf dem Gutshofe läutete es zum Frühstück.

In der nächsten halben Stunde wurde die Stille durch nichts unterbrochen; aber dann hörte Jos Nähergerassel, und indem er sich auf seine Arme stützte, konnte er einen leichten Wagen rasch die Anhöhe hinunter fahren sehen. Zwei junge Leute, die wohl zu Markte fahren mochten, saßen darin und sangen.

Endlich glückte es ihm, auf die Beine zu kommen und er ging zu dem Fuß der Anhöhe. Von hier aus konnte er das Dorf liegen sehen.

„Wenn es dunkel geworden sein wird“, sagte er sich, „will ich auf den Kirchhof gehen. Dann will ich weiter wandern, vielleicht wieder nach London zurück.“

Er suchte dann nach einem Baume, in den er in früheren Jahren einmal seinen Namen Joseph Coney geschnitten hatte. Lange Zeit konnte er ihn nicht finden, aber schließlich entdeckte er ihn doch auf der Rinde eines alten Stammes. Eines Sonntagvormittags auf dem Heimweg von der Kirche hatte er den Namen dort eingeschnitten und dabei mit seiner Mutter von all dem gesprochen, was er einst thun würde, wenn er erst ein Mann sei und sich sein eigenes Brot verdienen könne.

Die „alleinstehende“ Frau hatte damals wohl nicht gehut, wie es einst mit ihm kommen würde.

Fünf oder sechs Jahre, bevor er nach London ging, war sie an Lungenentzündung gestorben.

Er gedachte des Tages, an dem man ihren Sarg die alte Treppe hinunter trug. Die Nachbarn waren zu ihm gekommen, um ihn zu trösten, aber ihre Stimmen verhallten und er fühlte sich tief unglücklich. In der Kirche hatte er wie geistesabwesend dagestanden und ein Schauer war durch seinen Körper, von Kopf zu Fuß, gegangen, als der Totengräber Erde auf den Sarg warf. Ueber die Gräber war er gestolpert, und während noch die Glocken läuteten, war er nach Hause gegangen, und in seiner Wohnung war es so leer gewesen.

Jos kehrte wieder in seine Sägegrube zurück, denn der Wald gehörte zu einem benachbarten Dorf und er wollte sich nicht von den Bewohnern seines Dorfes blicken lassen. Halb schlafend, halb wachend, fast ohne Bewußtsein, lag er hier unter den Blättern. Einmal sah er auf, denn er hörte in seiner Nähe das Hornsignal eines Jägers, und er wußte, daß, wenn dessen Hunde einen Landstreicher witterten, sie ihn zu Tode heßten. So hätten sie einmal beinahe eine alte Frau zerrissen, die in der Nähe der Sägegrube Holz gelesen hatte. Aber die Hunde zogen weiter, die Nasen dicht an der Erde; und es dauerte gar nicht lange, so hörte er der Jäger aus weiter Entfernung, aus dem nächsten Thal blasen. Er war zu schwach, um das Bedürfnis nach Nahrung zu empfinden, nur schlafen wollte er. In einem halb bewußtlosen Zustande

lag er da, und er erwachte nur daraus, wenn ein heftiger Schmerz ihn zum Husten zwang. Der Wind fuhr durch seinen alten Rock und seine zerfetzten Beinkleider, und er würde wohl gefroren haben, wenn er nicht so schläfrig gewesen wäre. Das Trinken hatte ihm eine scheinbare Kraft gegeben, die aber jetzt, wo er keinen Schnaps mehr zu sich nehmen konnte, rasch wieder verfloß. Aber auch das soust so starke Verlangen nach Schnaps war vollständig geschwunden.

Der Nachmittag nahte heran, und noch immer lag Jos in seiner Grube, in abgefallenen Blättern halb vergraben, das Gesicht nach unten gewandt. Hätte von den Dorfbewohnern jemand ihn so wie einen Hund oder ein Stück Holz liegen sehen, so hätten sie wohl kaum in ihm Joseph Coney, den jungen Zimmermann, erkannt, der vor einem Jahre so hoffnungsfreudig nach London gewandert war.

Endlich wurde es sieben Uhr und stockdunkel. Er stand jetzt auf und ging auf die Kirche zu. Während des ganzen Weges hielt er sich dicht an den Hecken und nur ganz langsam konnte er vorwärts kommen. Ab und zu blieb er stehen, um nach den erleuchteten Fenstern im Dorfe zu sehen. Einmal sagte er laut vor sich hin: „Ich hätte auch ganz gern einmal den Platz besucht, auf dem ich früher gearbeitet habe. Aber er fürchtete sich, zu nahe an die Häuser heranzugehen. Er nahm daher seinen Weg über ein Feld, das sich bis zur Kirche erstreckte, und verbarg sich dort in einem angrenzenden Gebüsch. Durch ein Fenster des südlichen Seitenschiffes der Kirche strömte Licht heraus und erhellte gerade den Stein auf dem Grabe seiner Mutter. Seinen Blick nach der Kirche wendend konnte er sehen, wie sich auf dem Orgelchor Gestalten hin und her bewegten, und auch singen hörte er. Es wurde eine Uebung des Chores abgehalten.“

Seine Mutter lag unter einer alten Föhre, nicht weit von dem Begräbnisplatz der Kinder, jener kleinen Dinger, für die er so manchen Sarg gemacht hatte. Jede Familie hatte ihren eigenen Platz, der eingefriedet und mit Blumen bepflanzt war; aber für die Kinder, die durch ihre Schulkameraden zu Grabe getragen wurden, war ein besonderer Platz frei gelassen.

Die Lichter wurden ausgelöscht und die Sänger gingen nach Hause. Nachdem das Kirchthor geschlossen, und die Fußtritte verhallt waren, wagte er es, aus seinem Versteck hervorzukommen. Er tastete sich nach dem Grabstein, auf dem geschrieben stand, „Still und gerettet“. Hier legte er sich hin. Erst streckte er einen Arm aus, dann ein Bein, so wie es die Leute auf dem Rasen in Londoner Parks thun, die Leute, „für deren Dienste man keine Verwendung hat“; den Kopf legte er auf den Hügel, unter dem seine Mutter ruhte. Im Dickicht schrien die Eulen und im Dorfe bellten die Hunde, es war aber doch viel ruhiger, als in London. Der Wind hatte sich gelegt.

Es war Jos auch einmal, als ob er Musik hörte, einen feierlichen Gesang, der aus dem Boden aufzusteigen und in der Luft ein Echo zu finden schien. Solche Musik hatte er noch nie gehört, selbst nicht in der St. Pauls Kathedrale, die er oft, als er „außer Arbeit“ war, besucht hatte und in der er unter den traurigen Reihen jener Leute, „deren Dienste man nicht brauchte“, saß.

Unter den Tönen der Musik schlief er ein. Als er wieder aufwachte, war es schon Mitternacht geworden. Nur mit Mühe vermochte er, aufzustehen. Eine eisige Hand schien ihm die Kehle zuzuschmüren, und nur schwer konnte er Atem holen. Er fiel auf den Grabstein und von da auf den Rasen zurück. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn und seine Glieder wurden starr. Wie in einem Spiegel sah er sein ganzes früheres Leben vor sich, und in der Zeit eines einzigen Augenblickes kam jedes Wort, das er gesprochen, jede Handlung, die er begangen, jeder Gedanke, den er gefaßt, in seinen Geist zurück. Dann verschwand diese Erscheinung wieder. Wie ein Leichengewand hüllte kalter Schweiß seinen Körper ein, und die eisige Hand presste seine Kehle so fest zusammen, daß er zu röcheln begann.

Da wußte Josef Coney, daß seine letzte Stunde gekommen war.

Um acht Uhr des nächsten Morgens schlug die Glocke auf dem Kirchturm zwanzigmal an und hielt dann inne.

Dann begann sie von neuem: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, und die Dorfbewohner wußten somit, daß der Mann oder die Frau, die gestorben war, das Alter von sechsundzwanzig Jahren erreicht hatte.

Der neue Pfarrer war gerade mit dem Füttern seiner Hühner beschäftigt, als die Glocke zu läuten anfing. Er stellte den Futterkorb nieder und lauschte so aufmerksam, daß er gar nicht merkte, wie die Hühner über das Futter her fielen.

„Wer mag wohl gestorben sein?“ fragte er sich.

Er ging an den Turm, an welchem der alte Totengräber das Seil zur Glocke mit einem Fuße bediente und dabei gleichzeitig sein Frühstück verzehrte.

„Was ist es?“ fragte er.

„Ein junger Mann, Herr Pfarrer, der vor einem Jahre nach London ging. Seine Mutter war eine alleinstehende Frau und sein Vater ist am Sufß gestorben. Wir haben ihn heute morgen auf dem Grabe seiner Mutter tot aufgefunden.“

„Wo liegt die Leiche?“

„Wir haben sie einstweilen auf den Altar gelegt und in der Werkstätte, in der er früher gearbeitet hat, einen Sarg bestellt.“

Der Pfarrer trat in die Kirche; er schritt durch das Gitter, das den Altar umfriedete und hob das Tuch, mit dem die Leiche zugedeckt war.

Mit geschlossenen Augen, die Hände auf der Brust gefaltet und das Gesicht mit einem friedlichen Lächeln verklärt, lag Joseph Coney da.

„Armer Kerl!“ sprach der Pfarrer vor sich und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Wie glücklich er aussieht!“

Später legte man die Leiche in den Sarg und brachte sie nach den „Beiden Hasanen“, wo die Sektion stattfinden sollte. Der Doktor gab nach derselben sein Gutachten dahin ab, daß der Tod infolge Entkräftung erfolgt sei, denn der Körper habe nur noch aus Haut und Knochen bestanden und nicht mehr ein bißchen Fleisch sei an demselben vorhanden gewesen. Die Jury stimmte jedoch dieser Meinung nicht zu, weil man in der Westentasche noch einen Penny gefunden hatte.

Es war dies das Geld, um welches Josef Coney das „Eichkätzchen“ gebeten hatte, als sie von der Polizeiwache kommend am Schnapsladen vorbei gingen. —

(Nachdruck verboten).

Kerzen.

Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts fanden zur Kerzenfabrikation, die bis dahin eine ganz primitive war, nur Talg und Wachs Verwendung. Erst durch Einführung von Kunstprodukten, Walrat, Stearin, Erdwachs (Ceresin) und Paraffin, nahm die Technik einen bedeutenden Aufschwung. Es werden seitdem an derartige Erzeugnisse die mannigfachen Anforderungen gestellt, die eine sehr sorgfältige Behandlung des zur Verwendung kommenden Materials bedingen. Gute Kerzen sollen möglichst hell und sparsam brennen, weder knistern noch flackern, keinen Rauch oder üble Gerüche erzeugen, weder zu fettig noch trocken-bröckelig sein, endlich auch eine schöne, ebenmäßige Form und klare Färbung aufweisen.

Eine wesentliche Verbesserung der Talgkerzen wurde allerdings schon im vorigen Jahrhundert dadurch erzielt, daß man das Olein von den schwerer schmelzbaren Fetten trennte, und dann nur diese zu Kerzen verarbeitete; das Olein fand dann in Seifensiedereien Verwendung. Derartig hergestellte Produkte sind wesentlich besser als die früher gebräuchlichen Talglöchte, vermögen aber mit Kerzen aus Stearinsäure in keiner Hinsicht zu konkurrieren.

Die Stearinsäure bildet neben Palmitin einen Hauptbestandteil des Talgs, und wird aus letzterem auf folgende Weise gewonnen: Zunächst wird das ausgeschmolzene Fett zum Abscheiden des Glycerins in großen Holzfässern mit bleierner Gefäßausfütterung „verseift“. Es geschieht dies, indem man den Talg durch überhitzten Dampf, der in den zwischen Holzstufen und Bleieinsatz verbleibenden Hohlraum eintritt, zum Schmelzen bringt und ihn in Wasser eingeleiteten Kalk (ca. 5 Proz.) zusetzt. Unter beständigem Umrühren des Wassinhaltigen scheidet sich die Kalkseife von dem Glycerin, welches im Wasser gelöst bleibt. Hierauf wird die gewonnene Seife mit heißer, stark verdünnter Schwefelsäure zersetzt, um die Fettsäuren abzuscheiden. Die Schwefelsäure bildet mit dem Kalk Gips, und sinkt als unlöslicher Bestandteil auf den Gefäßboden, während die geschmolzenen Fettsäuren oben auf der Flüssigkeit schwimmen und von dieser abgeschöpft werden können. Sie gelangen nun in Waschgefäße, in denen sie durch Spülen mit reinem Wasser von der etwa noch vorhandenen Schwefelsäure befreit werden, um sodann durch Heber in lastenartige Gefäße zu gelangen, deren Form sie beim Erstarren annehmen. Man erhält auf diese Weise ein Gemenge von fester Stearin- und flüssiger Oleinsäure, welche man unter Anwendung von starkem Druck mittels hydraulischer Pressen von einander trennt.

Das zurückbleibende feste Produkt bildet dann hinlänglich gereinigte Stearinsäure zur Kerzenfabrikation, während die Oleinsäure in der Seifenfabrikation Verwendung findet.

Bei Verwertung von Talgsorten geringerer Qualität, insbesondere unreiner fettiger Abgänge, Küchenreste und dergl. pflegt man die festen Fettkörper nicht mit Kalk zu verseifen, sondern sogleich mit starker Schwefelsäure zu zersetzen und die gewonnenen Fettsäuren entweder direkt zur Kerzenfabrikation zu verwenden, oder sie zuvor einer Destillation mit gespanntem Wasserdämpfen zu unterwerfen.

Häufig wird die auf die eine oder andere Weise erzeugte Stearinsäure, welche übrigens niemals im reinen Zustande, sondern stets mit Palmitinsäure vermischt gewonnen wird, mit einer gewissen Menge von Paraffin zusammengeschmolzen, da sie andernfalls kristallinisch und brüchig wird. Derartige Kerzen werden unter andern als Apollo- oder Melantherzen bezeichnet.

Das Paraffin, ein in neuerer Zeit für die Kerzenfabrikation höchwichtiges Produkt, wird durch trockene Destillation von Holz, Torf, Braunkohle usw. gewonnen. Ein dem Paraffin hinsichtlich der chemischen Beschaffenheit ähnliches Produkt ist das Ceresin, welches aus dem in Salizien vorkommenden Ozokerit oder Erdwachs gewonnen wird. Dagegen gehört der Walrat, ein zur Fabrikation von Luxuskerzen häufig verwendeter Stoff zu den thierischen Fetten und ist hauptsächlich durch seinen Gehalt an Palmitinsäure für diese Technik geeignet.

Von großer Wichtigkeit für die Herstellung guter Kerzen ist die Beschaffenheit des Dochtes, welcher der Flamme vermöge seiner Kapillarität den flüssigen Brennstoff zuzuführen hat. Er darf weder zu schnell verzehrt werden, da dann der rasch schmelzende Kerzenstoff herabläuft, noch zu langsam verbrennen, da in diesem Falle der Flamme nicht genügend Fette zugeführt werden. Es soll ferner möglichst wenig verkohlter Docht zurückbleiben, da dieser die Leuchtstärke der Flamme bedeutend beeinträchtigt und ein häufiges „Pugen“ der Kerze verlangt. Man verwendet aus diesem Grunde zur Herstellung der Dochte niemals Wolle oder Seide, sondern Baumwolle, bisweilen aber auch Leinwand, Wirsenermarl und dergl. Man hat es nun in der Hand, durch Verarbeitung von Dochten mit parallel liegenden, gedrehten und geflochtenen Fäden von erforderlicher Qualität und Stärke die Verbrennung nach Wunsch zu regeln. Für Stearinkerzen pflegt man z. B. die Dochte aus drei Fäden zu flechten, deren Enden sich während der Verbrennung auflösen, umbiegen und sich in dem heißen Mantel der Flamme schnell verzehren. Im übrigen erreicht man durch Imprägnierung der Dochte mit geeigneten Stoffen eine vollständige Verbrennung, so daß nur ganz geringe Aschenreste zurückbleiben. Unter anderem findet häufig eine Lösung von 60 Gramm Borax, 30 Gramm Chlorcalcium, 30 Gramm salpetersaurem Kali und 30 Gramm Salznatrium in 3,5 Liter Wasser Verwendung. Nach einem Vorschlage Payens pflegt man den Docht auch mit einer schwachen Vorsäurelösung zu tränken; dieselbe schmilzt mit der Dochtasche zu einer kleinen Perle zusammen, deren Gewicht das Niederbiegen der Fäden bezw. die schnelle und vollständige Verbrennung derselben bei Berührung mit dem Sauerstoff der Luft bewirkt.

Das Formen der Kerzen kann nach zwei verschiedenen Methoden, durch „Ziehen“ oder „Gießen“ erfolgen, und zwar kommt das „Ziehen“, ein sehr altes Verfahren, heute nur noch bei der Talg- und Wachskerzenfabrikation zur Anwendung, während Walrat-, Stearin-, Paraffin- und Ceresinkerzen jetzt stets durch Gießen erzeugt werden.

Beim „Ziehen“ werden die baumwollenen Dochte, welche die doppelte Länge der Kerzen erhalten, mit ihren Enden zusammengelegt und die so entstehenden Doppelfäden in angemessenen Entfernungen auf einen Stab, den sogenannten „Lichtspieß“, gehängt, in die flüssige Fettmasse getaucht und nach Durchtränkung herausgezogen und mit den Fingern glattgestrichen. Nach erfolgter Erhärtung werden die so gewonnenen Stäbchen wiederholt in eine etwas kältere dickflüssige Masse getaucht und mit der Hand nachgeformt und geglättet, bis sie die gewünschte Stärke erhalten. Um die Arbeit schneller fördern zu können, bedient man sich häufig an Stelle des Lichtspießes eines über dem Talggefäß horizontal angeordneten und vermittelst einer Zugvorrichtung auf- und abwärts beweglichen Rades, an welchem die Dochte aufgehängt werden. Unter dem Gefäß liegt ein regulierbarer Heizapparat zum Schmelzen der Masse; letztere darf jedoch nie zu heiß werden, da andernfalls die bis zu einem gewissen Grade erhärteten Kerzen beim Wiedereintauchen aufs neue schmelzen würden.

Das „Gießen“ erfolgt unter Verwendung von röhrenartigen Formen aus Zinn oder Glas, welche sich an einem Ende trichterförmig erweitern, an dem andern in eine konische und mit einer kleinen Oeffnung versehenen Spitze auslaufen. Diese Formen werden in einem entsprechend durchlöcherigen Sieblich derartig befestigt, daß die konische Endung, welche der Lichtspitze entspricht, nach unten gekehrt ist, und der trichterförmige Aufsatz auf der Tischplatte ruht. Der Docht wird durch die untere feine Oeffnung eingezogen und am oberen Ende durch einen am Trichter befestigten Drahtstaken oder einem ösenförmigen Blechanfang, dem sogenannten „Dopsen“, in centraler Lage festgehalten. Nur bei völlig korrekter Anordnung des Dochtes in der Kerzenachse ist eine gleichmäßige Flamme und ein sparsamer Verbrauch des Brennstoffes zu erzielen. Man pflegt vor Erstarren der Masse die Dochte am unteren Ende noch fester anzuziehen, um etwaige durch das Eingießen des breiartigen Stoffes bewirkte Strömungen der Fäden zu beseitigen und sie in die axiale Lage zurückzubringen.

Da das Eingießen der Fettsäure in die einzelnen Formen zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde, läßt man die Masse direkt aus dem Schmelzgefäß frei über den mit Metall bekleideten und mit metallenen Randleisten versehenen Gießtiisch laufen, bis alle Formen vollständig gefüllt sind. Das Lösen der Kerzen aus den an der Innenfläche ganz glatt bearbeiteten Formen erfolgt nach hinreichender Abkühlung der Gußmasse ohne Schwierigkeit.

In großen Fabriken geschieht das Gießen der Kerzen jetzt ausschließlich unter Anwendung von Maschinen, von denen eine sehr feinerich konstruiert sind. Eine solche von Cahonet u. Morane hergestellte Maschine enthält z. B. in ihrem untersten Teile soviel Dochtspulen, als Formen vorhanden sind. Zwischen diesen und den Dochtspulen liegt eine entsprechende Anzahl von Metallröhren, welche dazu dienen, die Döchte den Formen zuzuführen. Oberhalb des Formenlastens werden sie durch Blechschienen in angemessener Lage festgehalten. Beim Gießen hat man die Formen durch Wasserdampf, welcher durch ein Rohr zugeleitet wird, vorzuwärmen, dann die Stearinsäure einzufüllen und endlich durch Einblasen kalter Luft die Abkühlung zu bewirken. Die Auslösung der Kerzen erfolgt hierauf durch eine auf eisernen Trägern laufende Hebevorrichtung, vermittelt deren beim Drehen einer Kurbel die obengenannten Blechschienen und die an diesen hängenden Kerzen emporgesogen werden. Durch diese Bewegung wird gleichzeitig ein neues Stück Docht von der Spule abgewickelt und in die Formen eingeführt, so daß man das Gießen darauf ohne weiteres fortzusetzen vermag.

Eine große Verbreitung fand ferner die Gießmaschine von R. Blüschmann. Bei dieser Maschine liegen die Formen in einem auf zwei gußeisernen Stützen ruhenden Kasten, auf welchem sich unmittelbar der Gießtroch befindet. Unter dem Formenlasten liegen, in einer gemeinsamen Eisenplatte befestigt, die Stempel (Pistons) zum Ausstoßen der Kerzen aus den Formen, während die Dochtspulen in einem kastenartigen Behälter am Fuße der Maschine eingelegt sind. Vor dem Beginn der Gußarbeit werden die Döchte durch die zu diesem Zwecke durchbohrten Pistons, sodann durch die Formen und den Gießlofen hindurchgeführt und in einer über letzterem angeordneten Klemmvorrichtung befestigt. Nach Einfüllen der flüssigen Kerzenmasse und Erstarren derselben fährt man mit einem scharfen Messer, das durch einen feinen Horizontalstahl eingeführt wird, auf dem Grunde des Gießtrochs hin und trennt so den überschüssigen Docht am Fuße der Kerzen ab. Hierauf windet man die Ausdrückvorrichtung, auf deren Bodenplatte die Pistons sitzen, mittels Kurbel in die Höhe, wodurch die Kerzen aus den Formen gestossen und von der oberen Klemmvorrichtung aufgenommen werden. Hierbei wird der Docht weiter nachgezogen, so daß nach Niederschrauben der Pistons sofort ein neuer Guß beginnen kann.

Die besseren Kerzen pflegt man nach Entfernung aus der Form noch einer weiteren Behandlung zu unterwerfen, um ihnen ein gefälligeres Aussehen zu verleihen. Sie werden zunächst untersucht, ob sie irgend welche Schönheitsfehler aufweisen, und wenn dies der Fall ist, wieder eingeschmolzen. Die fehlerfreien Stücke werden dann durch Luft und Licht gebleicht, durch seine Kreis- oder Wandsägen am unteren Ende gestutzt und schließlich poliert.

Die Polierapparate weisen in der Regel folgende Einrichtung auf: Vor einem Kasten mit geneigtem Boden, welcher die Kerzen aufnimmt, bewegt sich eine mit Rinnen versehene Walze; sie verschließt eine Öffnung am tiefsten Punkte dieses Behälters und nimmt bei ihrer Umdrehung in jede Rinne eine Kerze auf, um sie auf eine schiefe Ebene bezw. ein durch Walzen bewegtes Tuch ohne Ende zu befördern. Diese Walzen sind derartig angeordnet, daß sie die Kerzen gleichzeitig gegen mehrere über dem Tuche rotierende glatte Stahl- und Steinrollen anpressen, wobei die Flächen der Kerzen fein geglättet und poliert werden. Durch das rollende Tuch werden die Kerzen unter diesen Polierwalzen weiter fortgeführt und schließlich in einen Kasten befördert, aus dem sie dann direkt zur Verpackung entnommen werden.

Die vorstehend beschriebenen Verfahren sind für alle gebräuchlichen Materialien mit Ausnahme des Wachs anwendbar; letzteres verlangt eine wesentlich andere Behandlung, da es sich nur schwer von der Form ablöst und beim Gießen minder fest an den Docht anschließt, so daß im Innern der Kerze leicht Höhlungen entstehen. Man pflegt daher die Wachskerzen nicht in Formen zu erzeugen, sondern durch Begießen der zu diesem Zwecke über dem Schmelzgefäß aufgehängten Döchte mit der flüssigen Masse. Haben die Kerzen auf diese Weise eine mäßige Stärke erlangt, so werden sie auf einer Holztafel gerollt, dann aufs neue mit Wachs begossen und so fort, bis sie die gewünschte Form erhalten; schließlich werden sie noch auf einer Marmorplatte sorgfältig geglättet.

Die Herstellung von Wachskerzen kann auch noch nach einer zweiten Methode erfolgen. Das Wachs wird in warmem Wasser erweicht und zur Erzielung einer gleichmäßigen Konsistenz durchgelmnet. Sobald es genügend bildsam geworden, werden dünne Stäbchen geformt und in mehr oder minder kunstvoller Weise um den angespannten Docht herumgeslochten. Noch einfacher ist die Herstellung der Wachsstöcke: Der Docht wird zunächst mit dünnflüssigem Wachs getränkt und dann durch den Schmelzgefäß gezogen, in welchem sich Wachs von derartiger Konsistenz befindet, daß es gerade in gewünschter Menge an dem Docht haften bleibt und beim Zutritt der Luft sofort bis zu einem gewissen Grade erhärtet.

Das von Natur gelb gefärbte Wachs wird vor seiner Verwendung zur Kerzenfabrikation gereinigt und gebleicht; und zwar geschieht dies durch Zusatz von Aaam und Terpentinöl beim Schmelzen des Wachs, das nach dem Erkalten der Einwirkung des Lichtes und der feuchten Luft überlassen wird. —

Arnold Rohde.

Kleines Feuilleton.

— Aus der Handwerksburschenzeit. Der „Frankf. Zeitung“ wird geschrieben: Am 29. Mai 1785 erließ die Fürstlich Detting- und Detting-Spielbergische Regierung eine Wanderordnung, die festsetzte, wie lange Zeit jeder Handwerker auf der Wanderschaft sein und an welchen Orten er sein Gewerbe lernen müsse. Dieser Wanderordnung ist eine Tabelle beigegeben, die deswegen von besonderem Interesse ist, weil sie zeigt, welche Gewerbe damals in den einzelnen Städten vornehmlich in Ansehen standen. Von den letzteren marschiert Wien an der Spitze. Hierhin können die Zimmerleute und Schreiner, die Schlosser und Maurer, die Schuhmacher, Schneider, Messerschmiede, Sattler, Perrückenmacher, Wächsenmacher, Glaser, Bäder, die Kaminseger, Bader, Hafner, sowie die Gold- und Silberarbeiter wandern. An zweiter Stelle steht das gewerthätige Straburg, an dritter Berlin. Die vierte Stelle nimmt Frankfurt ein. Hierhin muß seine Schritte lenken, wer sich im Baden und Fasnmachen weiterbilden will. Die Kamms-, Hut- und Knopfmacher, die Gärtner, sowie die Gold- und Silberarbeiter, die verschiedenen Schmiede, die Spengler und die Zinngießer dürfen hier ihren Wanderstab niederlegen und sich in ihrem Gewerbe vervollkommen. Auch wer die Behandlung der Weine lernen will, kann hier vieles profitieren. Auf Frankfurt folgen dann Nürnberg und Regensburg. In einzelnen Gewerben zeichnen sich aus: Rothenburg und Weisenburg im Bordenwerken, Wehlungen und Verchtesgaden in Drechslerarbeiten, Pforzheim in Sirtlerwaren, Kassel, Göttingen, Braunschweig und Hamburg wegen des „Wurstmachens und Einpökens“; in Suhl blüht das Schlossergewerbe, in Mannheim die Schneiderei, in Neuwied die Schreinerei, in Hanau gemieken die Zeugweber, in Wiberach die Weißgerber, in Erlangen die Sädler (Lederverarbeiter) und Strumpfwirker großes Ansehen. Auch über die Zeit des Wanderns werden genaue Vorschriften gegeben; so müssen die Strumpfwirker nur zwei, die Leineweber drei, die Dreher, Buchbinder, Glaser, Gärtner, Müller usw. vier Jahre auf die Wanderschaft gehen. Fünf Jahre sind für die Sattler, Perrückenmacher, Schlosser, Schmiede und Schreiner vorgeschrieben, sechs für Maurer und Zimmerleute, Gerber, Färber, Bäder und Wächsenmacher. Acht Jahre müssen die Lebschüler, Schneider und Schuhmacher wandern, und zehn allein die Metzger. —

— Der Narr in der Familie. Der „Ostasiatische Lloyd“ giebt folgende chinesische Fabel wieder: Eine reiche Chinesin hatte einen Narren zum Sohn, für den sie eine Frau aus einer vornehmen Familie ausgesucht hatte. Als er den Eltern seiner Braut den ersten Besuch machen sollte, wies ihn die Mutter an, wie er sich benehmen und was er sagen sollte, denn sie wünschte, daß man nicht sofort merkte, daß er schwachköpfig sei. Sie überlegte daher, was für Fragen man ihm wohl vorlegen könnte, und gab ihm an, was er darauf antworten sollte, um nicht allein den Fragenden zu befriedigen, sondern auch zu verhindern, daß dieser weitere Fragen stelle.

Da der junge Mann nun einen kostbaren Fächer trug, auf dem eine Landschaft gemalt war, meinte die Mutter, er könne gefragt werden, was für eine Gegend das Bild vorstelle; darauf sollte er dann sagen: „O, das ist frei erfunden.“ Weil er weiter ein sehr schönes Mantelstück ritt, meinte seine Mutter, jemand könne darüber einige anerkennende Worte verlieren und nach dem Preis des Tieres fragen. Sie wies ihren Sohn demgemäß an, mit höflicher Bescheidenheit zu erklären: „Das Vieh ist ein ganz gewöhnliches Lasttier, das auf unserem Landgut groß gezogen ist, und nicht wert, daß Sie es beachten.“

Als nun der junge Mann vor dem Hause seiner Braut ankam, begrüßte ihn als erste seine zukünftige Schwiegermutter und erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mutter, worauf er erwiderte: „Das Vieh ist ein ganz gewöhnliches Lasttier, das auf unserem Landgut groß gezogen ist, und nicht wert, daß Sie es beachten.“ Außer sich fuhr die Schwiegermutter zurück; halb ohnmächtig rief sie nur aus: „Ich dachte, Sie stammten aus einer ordentlichen Familie.“ Der Narr begann sich, und da er meinte, er hätte die erste Antwort brauchen sollen, die ihm seine Mutter eingebracht hatte, erwiderte er: „O, das ist frei erfunden.“ —

Musik.

Seit im letzten Frühjahr die nun ein Vierteljahrhundert alte Operette von Johann Strauß „Die Fledermaus“ von unserem Operntheater als eine Art Novität eingeführt wurde, hat sie diesem Erfolg eingetragen, wie er im Leben eines sonst klaffisch ernstern Hoftheaters recht selten ist. Diesen Erfolg rechtfertigt zwar nicht eine selbständig musikalische Künstlerkraft der Komposition, wohl aber einerseits der gelungene „Grandall“, den der Text darstellt, andererseits die Grazie, die den musikalischen Teil belebt. So hat das Werk mehr als einen ganzen Sommer lang unter wechselnden Besetzungen die Kasse der „Königlichen“ bei Kroll gefüllt, was nach den sonstigen Novitäten

der vorigen Saison, die teils wegen zu schlechter und teils wegen zu guter Musik abgefallen waren, dem Theater wohl zu gönnen ist. Fragt sich nur, wofür das viele Kleingeld nunmehr ausgegeben werden soll.

War aber das ein Gereize um die Bilette, als vorgestern das Hunderter-Jubiläum der „Fledermans“ im alten Theater selber und mit verschiedentlichem Pantomim und Drum und Dran angefündigt war! In einem der berücksichtigten oberen Winkel des Gebäudes, den wir noch um ein Premierengeld erobern konnten, saßen wir dem all diese lustigen Szenen und langweilig gestampften Musikstücke aus der Epigourenzeit der Operette an uns vorüberziehen. Was unser Opernhaus — begreiflicherweise — leisten kann, das kam diesmal wieder sehr günstig zum Vorschein. Mich. Strauß dirigierte und gab auch diesem Werk das Seine im doppelten Sinn, einschließlich der speziellen Holzereinslagen. Eine andere Einlage war eine Arie aus Donizetti, gesungen von Frau Schumann-Heinl — der Unterschied machte sich etwas stark fühlbar. Unter den Sängern waren Frau Herzog und Fräulein Rothauer, im Spiel auch Fräulein Dietrich vorzüglich; unter den Sängern Herr Philipp und Herr Bulz ebenfalls trefflich. Zum Glück war noch irgendwo ein Theaterzettel zu erwischen; ganz wie bei den dortigen Proben der Sinfonie-Konzerte. Hoffentlich greift da einmal die Theaterverwaltung ordentlich ein. — sz.

Aus dem Tierleben.

t. Heber ein großes Fischsterben im Neckar wird der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“ aus Mülhausen a. R. geschrieben: Am 8. und 9. September trieben zwischen Camstadt und Hofen auf einer Strecke von 6 Kilometer Tausende und Aber-tausende von Fischleichen stromabwärts, um sich schließlich in un-gemeinern Haufen an dem Wehr zwischen Hofen und Mülhausen aufzusammeln. Die Fische waren zum größten Teile Rajen- und Not-angen, es fanden sich aber auch Barben und Karpfen, sogar einige tote Aale; verschiedene Exemplare erreichten das Gewicht von zwei bis drei Pfund. Als Ursache des Fischsterbens war ein schweres Unwetter anzusehen, das am Abend des 7. September über die Gegend von Stuttgart und Camstadt hereingebrochen und ungewöhn-lich große Wassermengen vom Himmel herabgebracht hatte. Der Neckar war durch die vorausgegangene lange dürre Zeit sehr niedrig, und selbst der Regen trug nicht viel dazu bei, seinen Wasserstand auf eine weitere Strecke hin sichtlich zu erhöhen. Nun kam von Stuttgart her langsam das durch abgeschwemmte Erde und Schlamm verdickte Wasser den Fluß hinab, den Fischen sicheres Ver-derben bringend. Eine halbe Stunde nach dem Gewitter traf unter Gewährsman eine viertel Stunde unterhalb Camstadt zahlreiche Anaben, die die halbtoten Fische mit den Händen fingen, und bald gesellte sich auch eine ganze Anzahl erwachsener Personen hinzu, um sich an dem letzten, ertragreichen Fange zu beteiligen. Einige Kilometer weiter abwärts konnte der Einfluß der Wasserverunreinigung auf die Fische geradezu beobachtet werden. Zunächst war das Wasser noch klar, aber bald stiegen Millionen junger Fischchen aus der diesjährigen Brut an die Oberfläche, begierig nach Luft schnappend und endlich scharenweise über Wasser springend, bald folgten diesen noch größere Fische, und zugleich sah man, wie vom Grunde ein schwarzer Schlamm auf-stieg. Auch hier fanden die Fische schließlich den Tod, da immer größere Massen von Wasser, das durch Weinbergerde und Kanalschlamm verunreinigt war, herabkamen. Die Frage, ob eine besonders hohe Luftfeuchtigkeit während des Gewitters als unmittelbare Ursache des Fischsterbens betrachtet werden könne, wird von dem Fischerei-Sachverständigen Dr. Hofer in München dahin beantwortet, daß ein Einfluß der Luftfeuchtigkeit auf die Fische im Wasser nicht denkbar sei. Eine hochgradige Verschlimmung des Wassers genügt zur Erklärung eines Fischsterbens, besonders wenn gleichzeitig der Sauerstoffgehalt des Wassers durch die organischen Bestand-teile des Schlammes vermindert wird; die Fische geraten dann zweifach in Atemnot, einmal wegen Sauerstoffmangels, zum anderen wegen der Verklebung und Verstopfung der Kiemen durch den Schlamm. Der letztere Einfluß ist sogar weniger gefährlich, da gesunde ungeschwächte Fische die Verstopfung ihrer Kiemen durch kräftige Atembewegungen leicht zu beseitigen wissen, sie können ihr aber alsbald unterliegen, wenn ihnen die normale Atmungs-tätigkeit durch Fehlen von Sauerstoff oder durch Anwesenheit irgend einer chemischen Verunreinigung im Wasser erschwert wird. —

Geologisches.

— Antarktische Felsgesteine. Aus der Form der Eiswalle und Eisberge und der Beschaffenheit des Eises in den antarktischen Meeren schließt man auf das Vorhandensein eines antarktischen Kontinentes, der ganz oder fast ganz unter Inlandeis begraben liegt. Aufstehendes Gestein ist nur an wenigen Land-punkten und auf einigen antarktischen Inseln besamt, so daß man im übrigen auf das Gestein angewiesen ist, das vom Inlandeis als Moräne mitgeschleppt wird und beim Verschmelzen der abgetroffenen treibenden Eisberge ins Meer sinkt. In „The Scottish Geographical Magazine“ stellt nach dem „Prometheus“ Sir John Murray bei Behandlung der Frage des antarktischen Kontinentes die bekannt gewordenen antarktischen Felsarten zusammen, so daß sich daraus ein wenn auch grobes Bild über die am Aufbau des anti-

arktischen Landes beteiligten Gesteine ergibt. Die Challengers-Expedition hat eine Menge des vom Landeis ins Meer geschleppten Gesteinsmaterials an Bord gezogen. Nach diesen Proben ist das Inlandeis über Gneisse, Granite, Glimmerschiefer, körnige Quarzite, quarzhaltige Diorite, Sandsteine, Kalksteine und Thonschiefer ge-gangen. D'Urville berichtet von felsigen Inseln aus Gneis und Granite bei Adélie-Land. In der Nähe dieses Landes fand Wilkes auf einem Eisberge Basalt- und rotes Sandsteingesteine. Borch-grevink brachte von Kap Adare Glimmerschiefer, Dornald von der Joinville-Insel roten Jaspis mit Radiolarien und Schwammröhren, und Varjen von der Seymour-Insel ein Stück fossiles Coniferenholz und fossile Schalenreste von Cucullaea, Cythera, Cyprina, Teredo u. a., die den aus dem britischen und paläontologischen Untertertiär bekannten Formen sehr ähnlich sind. Von besonderem Interesse ist das auf der Seymour-Insel gefundene fossile Coniferenholzstück, das kaum der einzige Rest einer in tertiären und älteren Gebirgschichten ver-grabenen Landschaft sein wird und das dann auf ein milderes Klima über dem antarktischen Lande zu früheren geologischen Zeiten hin-weisen würde. —

Humoristisches.

— Ausweg. „Thut mir leid, lieber Kesse, Deine Schulden kann ich Dir nicht mehr bezahlen! Aber das eine will ich thun, aus dem Gut, das Du mal erbst, ein Fideikommiß machen; das können Die die Halunken dann wenigstens nicht pfänden!“ —

— Darum. A.: „Ich war dreimal verheiratet.“

B.: „Sie sehen auch sehr leidend aus.“ —

(„Jugend.“)

— Auf der Sekundärbahn. Fahrgast (zum Lokomotivführer, welcher, trotzdem die Abfahrtszeit schon seit etlichen Minuten verstrichen ist, die Maschine nicht in Bewegung setzt, dafür aber wie besessen der Dampfpeife schrille, langgezogene Pfeife ent-lodt): „Jetzt sag's ma nur, wegn' was fahr'n ut denn nei? And wegn' was pfeif's es denn so narriß?“

Lokomotivführer: „Ja, mir kinn no net abfahr'n — im Wirtshaus s'ht no einer, der a mit will, und weil er si' verjamt, drum pfeif' i' ihm!“ —

Notizen.

— Ellen Gulbranson tritt im Oktober in den Verband der Berliner Oper. Die dramatische Sängerin der Straßburger Oper, Frau Plaitthinger, deren sechses Engagement am 1. September 1900 beginnen soll, beginnt im Oktober ihr Gast-spiel. —

— Eine große französische Schauspieltruppe wird, wie das „Verl. Tagbl.“ erfährt, im Januar im Velle-alliance-Theater gastieren. Die Truppe wird aus namhaften Pariser Künstlern zusammengesetzt und steht unter der Direktion der ersten Tragödin des Sarah Bernhardt-Theaters, Madame Marthold. Die Gesellschaft wird neben dem klassischen Repertoire das moderne französische Drama vorführen. Die Klaffier sollen für die Nachmittags-Vorstellungen reserviert bleiben. Die Truppe wird einen Monat lang hier gastieren. „La Moulotte“, das eigenartige Pariser literarische Variété, wird gleichfalls im Vellealliance-Theater im kommenden Monat ein zehntägiges Gastspiel absolvieren. —

— Von Elisabeth Meher-Förster ist ein Drama in vier Aufzügen, „Der gnädige Herr“, vom Landes-Theater zu Prag zur Aufführung angenommen worden. —

— Eine Musterdarstellung der „Schönen Helena“ bereitet das Pariser Theater des Variétés vor. Der Leitung dieser Bühne wurde von den Erben Jacques Offenbachs die Original-Hand-schrift der Operette zur Verfügung gestellt, und darin fanden sich noch eine ganze Anzahl Nummern, die noch nie auf dem Theater vorgeführt wurden, (darunter auch ein Ballet), die nunmehr sämtlich bei den Künstler-Vorstellungen in Paris zu Gehör gebracht werden sollen. —

— Der Maler Segantini, der auf dem oberen Schaferberg-Restaurant im Kantou Graubünden in der Höhe von 2700 Metern mit der Vollendung eines großen Gemäldes beschäftigt war, ist nach einer Meldung der „N. Fr. Pr.“ an einer schweren Lungen-entzündung erkrankt. Seine Transportierung ins Thal ist ein-stweilen nicht möglich. —

— Das Germanische Museum wird voransichtlich in Zukunft aus öffentlichen Mitteln einen jährlichen Zuschuß zur Ver-waltungskosten in der Höhe von 105 000 M. erhalten. Davon trägt das Reich zwei Drittel mit 70 000 M., in das letzte Drittel teilen sich der bayerische Staat mit 25 800 M. und die Stadt Nürnberg mit 9133 M. —

— Regalithische Bauten der Vorzeit sind auch in Italien festgestellt worden. Sie finden sich indessen nur im Südosten der Halbinsel, in der Terra d'Otranto, einem Landstrich, dessen Kultur auch nach den Zeugnissen des Altertums eine sehr alte ist. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, der 1. Oktober.